



Eine neue Synagoge für München: Die Chronik des „Projekts St.-Jakobs-Platz“ 1999 - 2007

von

Susanne Rieger

Vorbemerkung

Erstmals in Berührung mit dem „Projekt St.-Jakobs-Platz“ kam ich im Oktober 1999, als ich das zweitägige Symposium über die Neukonzeption eines Münchner jüdischen Museums in der Ludwig-Maximilians-Universität und im Alten Rathaus besuchte. Seit November 2000 begleitete *rijo* das Vorhaben auf dem Jakobsplatz mit Sympathie, aber hinsichtlich seiner städtebaulichen und architektonischen Aspekte nicht unkritisch. Wir waren damals die erste Website im Internet, die umfassend und unabhängig den jeweiligen Stand der Planungen und die einzelnen Bauphasen dokumentierte und kommentierte. Die folgende Chronik fasst auf der Grundlage unserer laufenden Berichterstattung die Ereignisse bis zum Bezug des Gebäudekomplexes zusammen.

Überblick über die Geschichte des Jakobsplatzes

Der St.-Jakobs-Platz spielte in der Münchner Stadtentwicklung eine wichtige Rolle. Auch wenn der Bombenkrieg nicht viel von der historischen Substanz übrig ließ, so versuchte man beim Wiederaufbau die gewachsene unregelmäßige Linienführung des Platzes mitten im Angerviertel nachzuzeichnen: Im Nordosten der in seinem ältesten Teil (Waffenhalle) auf das 15. Jahrhundert zurückgehende Komplex des heutigen Stadtmuseums, auf der südwestlichen Seite der Neubau der Kirche St. Jakob am Anger, an der Westseite das Ignaz-Günther-Haus, ein letztes Relikt der ursprünglichen Wohnbebauung, und daran anschließend das neubarocke Orag-Haus.



Der Jakobsplatz vor der Bebauung: Zentraler Parkplatz, rechts die alte Waffenhalle, heute Teil des Stadtmuseums, links das Ignaz-Günther- und das Orag-Haus, dazwischen die Einmündung des Oberangers
(Foto: Susanne Rieger)

Auf dem Platz selbst standen einst die Heuwaage, der städtische Baustadel und ein Feuerhaus. 1670 wurde das Seidenhaus zur Herstellung von Seide erbaut und 1795 ein zusätzliches, größeres Feuerhaus.

Nachweislich bereits seit 1310 fand hier regelmäßig die „Jakobidult“ statt, die wirtschaftlich für München sehr wichtig war. Zu diesem Kirchenfest am Jakobstag (25. Juli) vor der Klosterkirche, nach der der Platz 1886 offiziell benannt wurde, kamen viele Menschen, um die von den Händlern drei Tage lang feilgebotenen Waren für den täglichen Bedarf zu erwerben.

Im Laufe der Zeit entwickelten sich hieraus mehrere Jahrmarktswochen. 1791 wurde die Jakobidult in die Kaufinger und Neuhauser Straße verlegt.

Nach dem Zweiten Weltkrieg und seinen Zerstörungen verkam der Jakobsplatz städtebaulich zu einem zentral gelegenen Parkplatz. Die schlimmste Bausünde war das klotzige Parkhaus an seiner Südwestseite.

Die Ende der 1990er Jahre aufgekommenen Umgestaltungspläne zur Schaffung eines jüdischen Zentrums waren somit immer eine doppelte Herausforderung, sowohl stadtplanerisch und architektonisch als auch ideell und symbolisch: „Mit den Neubauten am Jakobsplatz soll jüdische Kultur wieder einen würdigen Platz in der Münchner Innenstadt erhalten“, nannte Münchens Oberbürgermeister Christian Ude die Zielsetzung des Projekts. Bereits Anfang 1999 hatte er verkündet, dass die Stadt der jüdischen Gemeinde den Grund kostenlos überlassen werde.

Am 25. und 26. November 2000 stand erstmals jüdische Kultur zwei Tage lang auf dem St.-Jakobs-Platz im Mittelpunkt. Zu diesem Anlass gab Charlotte Knobloch, die Vorsitzende der Israelitischen Kultusgemeinde, bekannt, dass die neue Synagoge den Namen „Ohel Jakob“ (hebräisch für Zelt Jakobs) tragen solle. Dieser ‚doppelte Jakob‘ - als Namensgeber der Syn-

agoge der alttestamentarische Patriarch, als Patron der Kirche der christliche Heilige - stellte einen zusätzlichen, sozusagen theologischen Bezug zur neuen Nachbarschaft her.

Die Finanzierung des Projekts

Seit 03.07.2001 lag ein konkretes Finanzierungskonzept für das ehrgeizige Projekt vor: Die Stadt München verkaufte das Grundstück der ehemaligen Hauptsynagoge an der Herzog-Max-Straße an den Karstadt-Konzern zur Erweiterung des Kaufhauses Oberpollinger. Den gesamten Verkaufserlös von rund 20 Millionen Euro überließ die Stadt der Kultusgemeinde.

Bis zum Ausbau des Kaufhauses befand sich an der Stelle des im Juli 1938 von den Nationalsozialisten zerstörten Gotteshauses eine Rasenfläche mit einem Mahnmal. Der Gedenkstein wurde in die Neubebauung integriert und im November 2006 vor dem Eingangsbereich an der Ecke Herzog-Max- / Maxburgstraße wieder aufgestellt.

Für die restliche Bausumme sicherte der Freistaat Bayern als Beitrag 7 Mio. Euro zu. Die damals prognostizierte Finanzierungslücke von etwa zehn Mio. DM sollte durch Spenden gedeckt werden. Eine wichtige Aufgabe des „Kuratoriums zur Förderung des Neuen Jüdischen Gemeinde- und Kulturzentrums“ war es daher, während der gesamten Planungs- und Bauphase durch „Fundraising“ weitere Einnahmen zu erzielen.

Die Kostenentwicklung

Im Gegensatz zu früheren Angaben wurden im Jahr 2003 die Gesamtkosten mit 50 Millionen Euro angesetzt, ohne dass zwischen den in der Trägerschaft von Kultusgemeinde und Stadt befindlichen Teilprojekten differenziert worden wäre. Die Verdopplung der ursprünglich veranschlagten 50 bis 60 Mio. DM für das Gesamtprojekt wurde damit begründet, dass die finanziellen Auswirkungen des auszuführenden Architektenentwurfs (s.u.) und der Preis für die Sicherheitsvorkehrungen zum Zeitpunkt der Kalkulation noch nicht hatten beziffert werden können.

Bei der Grundsteinlegung am 09.11.2003 ging nur Oberbürgermeister Ude auf finanzielle Aspekte ein, indem er die Anschubfinanzierung durch den Grundstücksverkauf und das unmittelbare städtische Engagement beim Bau des Jüdischen Museums erwähnte, wofür man unter Einbeziehung des darunter liegenden Bunkers einen Kostenrahmen von 15 Mio. Euro veranschlagt habe.

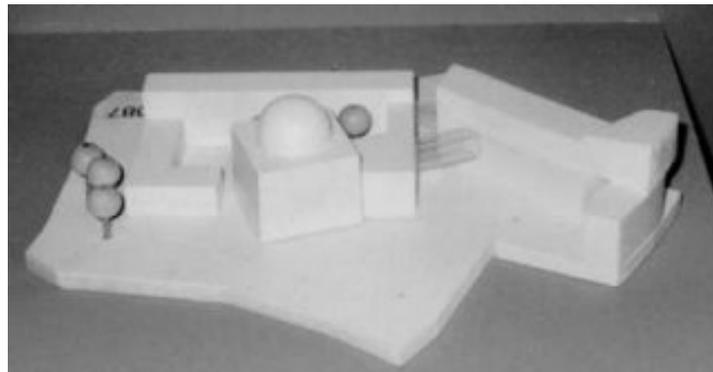
In der ausführlichen Berichterstattung der Lokalpresse aus diesem Anlass erschienen neue Zahlen: Für die bis 2007 fertig zu stellenden Neubauten bestehe ein Mittelbedarf von 57 bis 60 Mio. Euro. Während der Live-Übertragung der Zeremonie durch das Bayerische Fernsehen

wurden im Kommentar sogar 72 Mio. Euro als Gesamtkosten genannt. Die Summe von 72,1 Mio. Euro, wovon 57 auf Gemeindezentrum und Synagoge und 15,1 auf das städtische Museum entfallen sollten, kursierte kurze Zeit später auch in der Presse. Dieser Gesamtbetrag wurde schließlich bei der Einweihung der Synagoge am 09.11.2006 in etwa bestätigt: 57 Mio. Euro habe der Neubau von Synagoge und Gemeindezentrum gekostet und 13,5 Mio. das jüdische Museum. Über die Kostenverteilung auf die einzelnen Träger wurde nicht berichtet.

Der städtebauliche Ideen-Wettbewerb für den Jakobsplatz

Den Baumaßnahmen ging eine ausführliche, mehrjährige Diskussion über die Gestaltung des Platzes und seiner neuen Baulichkeiten voraus.

Zu einem im Jahre 2000 veranstalteten Ideen-Wettbewerb wurden 273 Beiträge für das 5500 qm große Areal eingereicht, aus denen unter Vorsitz von Prof. Max Bächer (Darmstadt) im Oktober 2000 zwölf Preisträger gekürt wurden. Sechs Entwürfe wurden mit einem Preis ausgezeichnet, sechs weitere angekauft. Bei der Bekanntgabe der Sieger favorisierte die Israelitische Kultusgemeinde einen Entwurf, der auf der Synagoge eine Kuppel in klassisch runder Form vorsah.



Prämierter Entwurf der Firma Padoplan

(Foto: Susanne Rieger)

Die zwölf Modelle der Preisträger waren von Ende November 2000 bis zum 5. Januar 2001 im Eingangsbereich des Münchner Stadtmuseums ausgestellt. Dabei konnten sich die Besucher einen Eindruck von der Vielfalt der gestalterischen Vorstellungen für den Platz verschaffen.

Ich habe damals von einigen der Entwürfe Aufnahmen gemacht, die mir besonders geeignet erschienen die Bandbreite der Beiträge zu dokumentieren. Dieses Interesse stieß damals beim Museumspersonal zunächst auf Verwunderung, schlug aber in handfeste Unterstützung um, indem man mir einen Stuhl - zwecks Herstellung der Vogelperspektive auf die Schaukästen - zur Verfügung stellte. Es sollte nicht das letzte Mal sein, dass ich in meiner Funktion als *rijo*-Fotografin der Vorgänge auf dem Jakobsplatz das Stadtmuseum besuchte.

Auffällig an den Exponaten war, dass alle Architekten versuchten mit den neuen Baukörpern die Bausünde des Parkhauses optisch zu heilen, indem sie den Blick darauf vom St.-Jakobs-Platz aus verstellten - eine Priorität, die durch den Abriss des Klotzes im Laufe der Maßnahme gegenstandslos wurde. Außerdem schlossen die Entwürfe die Baulücke am Ignaz-Günther-Haus.

So ästhetisch reizvoll manche der Entwürfe dem seit den Kriegszerstörungen gesichtslos wirkenden Platz ein völlig neues Aussehen geben wollten, so fraglich erschien es der Betrachterin schon 2001, wie in den bescheiden dimensionierten Baulichkeiten das multifunktionelle Zentrum der wachsenden Kultusgemeinde einschließlich des Jüdischen Museums dauerhaft untergebracht werden könne. Wie lange die Raumkapazitäten des realisierten Konzepts mit der Entwicklung der Gemeinde (ohne Reserveflächen in der Umgebung) Schritt halten können, wird erst die Zukunft weisen.

Der Abschluss des Architekturwettbewerbs

Bei der endgültigen Entscheidung des Architekturwettbewerbs über das Jüdische Zentrum am 06.07.2001 kam dann überraschenderweise keiner der zwölf ausgestellten Vorschläge zum Zuge. Der siegreiche und einstimmig gewählte Entwurf stammte vom Saarbrücker Architekturbüro Wandel Hofer Lorch.

Neben den Urhebern der im Ideen-Wettbewerb ausgezeichneten Entwürfe waren zur Endauscheidung fünf weitere Architekten eingeladen worden. Unter ihnen befanden sich die Gewinner, die auch für den Synagogenneubau in Dresden verantwortlich zeichnen und bereits für Gedenkstätten in Frankfurt und Berlin prämiert worden waren. Weshalb letztlich keiner der Teilnehmer des Ideen-Wettbewerbs, insbesondere die zunächst favorisierte Lösung einer baulich in das Gemeindezentrum integrierten Kuppelsynagoge, berücksichtigt wurde, teilte die Jury nicht mit.

Wandel Hofer Lorch schlugen stattdessen drei getrennte Baukörper vor, welche in die vorhandene städtebauliche Situation eingepasst werden sollten. Das neue Gemeindezentrum mit den Funktionsbereichen Schule, Bibliothek, Sporthalle, Kindergarten, Verwaltung sowie koscherem Restaurant war dazu bestimmt, die Baulücke zwischen Parkhaus und Ignaz-Günther-Haus am Oberanger zu schließen. Dahinter zurückgesetzt, parallel zur St.-Jakobs-Kirche, sollte das Jüdische Museum mit einer durchgehend verglasten Fassade im Erdgeschoß entstehen. Schon in unserem Kommentar zu diesen Plänen aus dem Jahr 2001 war für uns die Positionierung der Synagoge mit einem aufgesetzten Glaskubus nicht nachzuvollziehen: Wie die heutige Realisierung zeigt, schiebt sich ihr Baukörper von der Einmündung des Sebastiansplatzes

in den Jakobsplatz und verengt ihn im Zusammenwirken mit der lang gestreckten Fassade des Stadtmuseums zu einem Trichter. Ob diese Anordnung, die das Sakralgebäude von allen Platzzugängen aus in die Blickachse des Besuchers rückt, der Forderung des Vorstandes der Israelitischen Kultusgemeinde entspricht, die neue Synagoge solle den Platz „unaufdringlich prägen“, muss dieser für sich selbst beantworten.

Die Mehrheit der prämierten Entwürfe des Ideen-Wettbewerbs hatte die Synagoge in die Mitte des zu errichtenden Ensembles gerückt, was sowohl von den Funktionszusammenhängen her wie auch wegen ihrer zentralen Bedeutung schlüssig wirkte - und städtebaulich durch die Parallelstellung zum Stadtmuseum eine weniger ‚hervorragende‘ Position im Gefüge des Platzes zur Folge gehabt hätte.

Das siegreiche Baukonzept wich auch sonst erheblich von seinen Konkurrenten ab: Einstimmig wurde von der Jury die lockere Verteilung der einzelnen Elemente gelobt. So entstehe auf der Rückseite der Synagoge zur Corneliusstraße hin ein offener, öffentlicher Raum, auf dem die geforderten Grünflächen einschließlich eines Kinderspielplatzes angelegt werden könnten. Die Lösung zur Corneliusstraße erscheint heute tatsächlich besonders gelungen - was zum Sebastiansplatz hin nicht behauptet werden kann. Verwunderlich stimmte, dass beim vorherigen Wettbewerb auf dieser Platzseite nahezu regelmäßig Pläne mit einem parkartigen Abschluss ausgewählt worden waren. Der Versuch, so den vorhandenen und neuen Bauten ein optisches und funktionales grünes Pendant zu geben, wurde mit der Wahl des Saarbrücker Entwurfs aufgegeben. Die Bepflanzung im Schnittpunkt der drei Baukörper befindet sich zwar in der Platzmitte, fällt aber durch ihre bescheidene Größe und ihr weitestgehendes Verschwinden hinter den Fronten von Synagoge und Gemeindezentrum optisch kaum ins Gewicht.

Durch die unausgesprochene Vorgabe, die verheerende optische Wirkung des Parkhauses, das bei der Neugestaltung nicht zur Disposition stand, zu kaschieren und die vorhandene Baulücke davor zu schließen, legten sich die Architekten auf eine Bauhöhe fest, die dem vergleichsweise filigranen Ignaz-Günther-Haus einen mächtigen, weit in den Platz hineinragenden Block gegenüberstellt. Andere Wettbewerbsteilnehmer zeigten für diese städtebauliche Reparaturmaßnahme deutlich mehr Ideenreichtum als Wandel Hofer Lorch mit ihren festungsartigen Ecktürmen und der versuchten Staffelung der Baumassen Richtung Oberanger.

Schon in der aktuellen Diskussion des Konzepts machte *rijo* auf einen weiteren Schwachpunkt aufmerksam, nämlich die nur eingeschränkte Nutzbarkeit des weitgehend fensterlosen Traktes unmittelbar vor dem Parkhaus. Unser Vorschlag hierzu war, das Ungetüm zum künftigen Schulhof hin hinter einer begrünten Mauer zu verstecken. Der an dieser Stelle zu fin-

dende Kompromiss, der immer unbefriedigend sein musste, war freilich nicht den Architekten anzulasten, sondern der Ausschreibung, die das in Privatbesitz befindliche Parkhaus nicht miteinbeziehen konnte.

Die Präsentation des Planungsstandes im März 2002

Vom 12. bis zum 24.03.2002 konnte sich die Münchner Bevölkerung wiederum im Stadtmuseum über den Bebauungsplan und den Stand der Planungen für den Sankt-Jakobs-Platz informieren - was für mich persönlich eine zweite Fotosession in dieser Einrichtung bedeutete.

Die damals genannten Termine - Grundsteinlegung für das Gemeindezentrum mit Synagoge, Museum, Kindergarten und Schule am 09.11.2003 und Fertigstellung der Baulichkeiten im Jahre 2007 - konnten in der Folgezeit gehalten werden. Neu war, dass der Bunker unter dem Platz in das künftige Jüdische Museum einbezogen wurde.

Die beiden ausgestellten Modelle zeigten, wie die geplanten Baukörper auf dem Areal verteilt werden sollten. Sie bestätigten unsere bereits geäußerten Zweifel daran, ob die von der Jury so gelobte „lockere Bebauung“ wirklich neue Gebäude und vorhandene bauliche Situation in einer geglückten Synthese in Beziehung zueinander setzen würde: Die Ausrichtung von Museum und Synagoge schien erratisch, jedenfalls nicht im Streben nach einer Verbindung mit den existierenden Baulinien gewählt.

Die Wirkung der mit Travertin-Platten verkleideten Synagoge und ihrem spektakulären Abschluss, dem goldschimmernden Glas- und Metallkubus, konnte seinerzeit noch nicht eingeschätzt werden. Nachdrücklich klar wurde jedoch, dass sie durch ihre nahe an die Umbauung heranrückende Schrägstellung das exponierteste Element des Projekts sein würde. Die vorhandenen Vorbehalte der Autorin wurden durch Pläne und Modelle bestärkt und schließlich in der Ausführung bestätigt.

Auch die von *rijo* befürchtete optische Wucht der Baumasse des Gemeindezentrums auf dem zum Oberanger hin ansteigenden Areal wurde Wirklichkeit. Am Jakobsplatz wurde nicht etwa die geschwungene Fassade des städtischen Museumskomplexes aufgegriffen oder in einem architektonischen Dialog aufgelöst, sondern mit der rechtwinklig-kubischen Fassade des Gemeindezentrums konfrontiert. Als Gesamteindruck blieb der vieler Ecken, Winkel und Kanten.

Von den vollendeten Tatsachen aus rückblickend könnte man heute lapidar sagen: „Wer’s mag ...“ Dies würde jedoch weder der architektonisch-städtebaulichen noch der historischen Bedeutung des „Projekts Jakobsplatz“ gerecht. Die ausführenden Architekten deuteten ihren inhaltsschweren Auftrag offenbar als Freibrief, durch die Neubebauung das Areal zu dominie-

ren. Vielleicht entsprach dies auch den Erwartungen ihrer Auftraggeber. Nur dann hätte man diese, unter gewissen Aspekten legitime, Zielsetzung fairerweise gegenüber Öffentlichkeit und Wettbewerbsteilnehmern unverklausuliert aussprechen sollen.

Ein erstes Meinungsbild der Bevölkerung im März 2002

Das Unbehagen als Ergebnis aus der schon 2002 sichtbaren Diskrepanz zwischen öffentlich beteuertem Willen zur „Stadtreparatur“ und darauf wenig Rücksicht nehmende Neubauten spiegelte sich in den Einträgen im Gästebuch zur Präsentation im Stadtmuseum, die durchgängig Skepsis ausdrückten:

„Wieder ein Kubus, wieder ein Traum aus Beton, Stahl und Glas! Das Zauberwort ‚Transparenz‘ muss wieder einmal bis zum Exzess strapaziert werden. [...] Wie gewinnt man also seit Mitte der 90er Jahre einen Architekturwettbewerb? Man nehme ein Betongerüst (natürlich kubisch), setze eine Glashütte darum (Transparenz muss sein), mache sich ein paar Gedanken zur Raumgestaltung, um das Ganze zu rechtfertigen und - voila!“

„Der hohe Dachkubus auf der Synagoge erdrückt alle umliegenden Gebäude. Man hat den Eindruck auf dem Platz keine Luft zu bekommen.“

„Ich bin entsetzt über diesen architektonischen Brutalismus, über die völlige Gefühllosigkeit im Umgang mit gewachsener Architektur und über die völlige Zerstörung des Platzes. [...] Warum ist der Bau zwischen Ignaz-Günther-Haus und Garage so hoch? Warum so wenig Sensibilität dem Ignaz-Günther-Haus gegenüber?“

Auf dem Weg zur Grundsteinlegung: Ausgrabungen und Entdeckungen

Da die geäußerte Kritik jedoch nicht nachhaltig von den lokalen Medien aufgenommen wurde, gerieten die getroffenen Entscheidungen nicht ernsthaft in Gefahr und die Arbeiten vor Ort begannen.

Im Rahmen der so genannten „Baufeldfreimachung“ fanden zunächst ab Oktober 2002 bis Juni 2003 archäologische und bauhistorische Untersuchungen auf dem Gelände statt. Freigelegte Mauerreste wurden vermessen, fotografiert und kartographisch erfasst. Die Fachleute erhofften sich von den Grabungen neue Erkenntnisse zur Geschichte der Bebauung des Platzes und zum Alltag seiner Anwohner.



Ausgrabungen auf dem Areal 1: rechts im Hintergrund das später abgerissene Parkhaus am Oberanger
(Foto: Susanne Rieger)

Drei Flächen waren als Grabungsareale ausgewiesen worden, wobei auf der am Oberanger gelegenen Fläche zwischen Parkhaus und Ignaz-Günther-Haus bald die Grundrisse ehemaliger Bürgerhäuser sichtbar wurden.

Auf den anderen beiden Flächen machten die Archäologen ebenfalls aufschlussreiche stadthistorische Funde, etwa Spuren des großen und kleinen Feuerhauses oder die Fundamente des um 1670 errichteten Gebäudes, in dem Kurfürst Ferdinand Maria die Seidenproduktion in Bayern heimisch machen wollte. Die Ausbeute der Ausgrabungen wie „bayerisches Elfenbein“ (Knochen für die Herstellung von Rosenkränzen), Keramiken und Teile von Schuhen konnten 2004 im Stadtmuseum besichtigt werden.

Das Parkhaus rückt ins Blickfeld

Während die Bagger bereits auf dem Jakobsplatz tätig wurden, trat eine unerwartete Entwicklung ein: Plötzlich materialisierte sich der in der Planungsphase lange geforderte Abriss des Parkhauses am Oberanger, nachdem sein privater Eigentümer dieses an einen Investor verkauft hatte, der an seiner Stelle ein neu dimensioniertes Wohn- und Geschäftshaus errichten wollte. Der Grund, weshalb dem Parkhausbetreiber diese Eingebung nicht schon zwei Jahre früher gekommen war, muss in spekulativen Absichten vermutet werden. Zu jenem Zeitpunkt hätte eine Bereitschaft zur Lösung des städtebaulichen Problems am Übergang Jakobsplatz / Oberanger durch einen Neubau entscheidend die Gesamtkonzeption beeinflusst.

Das Bekanntwerden dieses Immobiliengeschäfts entfachte im Dezember 2002 im Stadtrat kurzfristig eine neue Debatte: Die SPD-Fraktion forderte diese Chance zu nutzen und die bisherigen Planungen für das Gemeindezentrum unter Berücksichtigung der veränderten Situation zu überarbeiten. Richtigerweise stellten die Politiker fest, dass sich dadurch für den Bau

völlig neue Gestaltungsmöglichkeiten ergäben. Doch aufseiten der Verantwortlichen fehlte die Bereitschaft, die Planungen für den größten Baukörper des Areals nochmals aufzurollen, zumal die Baumaßnahmen bereits angelaufen waren.

Seit dem Abriss des Parkhauses im September 2005 entsteht dort unter dem wenig originellen Namen „Angerhof“ ein weiterer Wohn- und Geschäftsblock ohne Bezug zur Bebauung auf dem Jakobsplatz.

Die Grundsteinlegung für das Jüdische Zentrum im November 2003

Am 9. November 2003, dem 65. Jahrestag der „Reichskristallnacht“, wurde im Rahmen eines Festakts, an dem Bundespräsident Johannes Rau, der bayerische Ministerpräsident Edmund Stoiber sowie der Vorsitzende des Zentralrats der Juden Paul Spiegel teilnahmen, der Grundstein für das Gemeindezentrum gelegt.

Charlotte Knobloch, die Vorsitzende der Israelitischen Kultusgemeinde für München und Oberbayern, nannte in ihrer Rede dieses Ereignis einen „historischen Tag für München, für Bayern, für ganz Deutschland“ und stellte fest, dass dadurch jüdisches Leben mitten in der Stadt wieder sichtbar und fassbar werde. Sie erinnerte daran, dass der 9. November dem Gedenken an jene Tage vor 65 Jahren und ihre Opfer diene. Als sichtbares Zeichen für die Verbundenheit mit ihnen wurde eine Namensliste der während der Schoa aus München deportierten jüdischen Bürgerinnen und Bürger in den Grundstein eingemauert.

Oberbürgermeister Christian Ude vertrat die Stadt München. Seiner Ansicht nach eröffneten sich durch das Projekt „nicht nur dem Münchner Judentum, sondern der ganzen Stadt neue Perspektiven“. München als weltoffene und tolerante Stadt sage Ja zu diesem Vorhaben und erteile „allen Unbelehrbaren, die zerfressen sind von Hass, eine ganz klare Absage“.

Ebenso wie er nahmen die anderen Redner Bezug auf die von der Polizei aufgedeckten kranken, aber nichtsdestoweniger ernst zu nehmenden Pläne einer Handvoll Neonazis, einen Anschlag auf die Baustelle am St.-Jakobs-Platz vor oder während der Grundsteinlegung zu verüben. Die Sicherheitsorgane hatten nach dem Hinweis eines Aussteigers aus der „Szene“ am 10. September 2003 in der Münchner Wohnung eines Rechtsextremisten Sprengstoff sichergestellt, der bei dem Attentat verwendet werden sollte. Angesichts dieser Vorgänge bekundete Ministerpräsident Stoiber den Willen der Staatsregierung: „Wir werden diesen verbrecherischen Wahnsinn auch weiterhin mit allen rechtsstaatlichen Mitteln energisch bekämpfen. Antisemitische Wahnvorstellungen dürfen sich erst gar nicht in den Köpfen einnisten. Wir lassen es nicht zu, dass sich jüdisches Leben aus Angst vor Anschlägen verstecken muss.“

Entsprechend hoch waren die Sicherheitsvorkehrungen bei der Veranstaltung mit ihren 600 geladenen Gästen. Das Bild der Innenstadt wurde durch weiträumige Absperrungen und ein großes Polizeiaufgebot geprägt. Am Jakobsplatz selbst hatten auf den Dächern der umliegenden Häuser Scharfschützen ihre Posten bezogen, Sprengstoff-Spürhunde durchstreiften während der Feierlichkeiten das Areal. Erst am Nachmittag wurden die Absperrgitter entfernt und damit der Jakobsplatz wieder für die Öffentlichkeit freigegeben.

„Jüdisches Leben mitten in der Stadt“ und Fragen der Sicherheit

Durch diese Vorgänge wurde der für jüdische Institutionen auf der ganzen Welt wichtige Aspekt der Absicherung gegen Vandalismus und Terrorismus nachdrücklich in das öffentliche Bewusstsein gerückt. In München wurde dabei von offizieller Seite immer betont, dass die Zusammenfassung der entsprechenden Einrichtungen die Prävention vereinfache und man den Standort im Herzen der Altstadt ausdrücklich begrüße.

Tatsächlich ermöglicht es die moderne Technik, dass die drei Gebäude, besonders die Synagoge in ihrer exponierten Lage auf einem nach allen Seiten offenen Platz, ohne sichtbare Schutzmaßnahmen auskommen. Dies entspricht der Vision der Gemeindevorsitzenden Charlotte Knobloch, die die Baulichkeiten auf dem Jakobsplatz als „offenes Zentrum“ für alle Bürger sieht. Für diesen Zweck wurden 10 Prozent der Baukosten in Sicherheitsmaßnahmen investiert, die Personenkontrollen oder die permanente Präsenz von Polizeibeamten, Mauern und Stacheldraht überflüssig machen. Der stellvertretende Gemeindevorsitzende Yehoshua Chmiel umschrieb die dahinter stehende Absicht mit folgenden Worten: „Wir öffnen den Platz, das Haus und unsere Herzen.“

Die Bauphase

Nachdem im März 2004 die Eigentumsverhältnisse an den Grundstücken vertraglich zwischen der Stadt München und der Kultusgemeinde geklärt worden waren, konnte im Mai mit den Erdarbeiten begonnen werden. Der erste Spatenstich erfolgte im Juni 2004. Die Rohbauten wurden, wie geplant, ab Herbst 2004 errichtet. Auch in der Folgezeit wurde - überraschend genug bei einem öffentlichen Bauvorhaben, vgl. die Baugeschichte der „Pinakothek der Moderne“! - der Terminplan eingehalten, sodass bereits am 28. Oktober 2005 das Richtfest gefeiert werden konnte.

Die Einweihung am 9. November 2006

Nur drei Jahre nach der Grundsteinlegung wurden die neue Münchner Hauptsynagoge „Ohel Jakob“ und das Gemeindezentrum in einem Festakt in Anwesenheit von Bundespräsident Horst Köhler, des Präsidenten und Ratsvorsitzenden des Jüdischen Weltkongresses Edgar M. Bronfman, des bayerischen Ministerpräsidenten, des Münchner Oberbürgermeisters und zahlreicher Prominenz der Öffentlichkeit übergeben. Etwa 1200 Ehrengäste, darunter auch ehemaliger jüdische Münchnerinnen und Münchner, wurden Zeugen der Schlüsselübergabe im Gotteshaus.

Christian Ude ging in seiner Rede auf die hauptsächlich die Stadt München betreffenden Aspekte ein, indem er feststellte, dass sie sich „mit dem heutigen Tag verändert“ und „eine enorme religiöse, kulturelle, schulische und soziale Aufwertung der Altstadt“ erlebe.

Charlotte Knobloch hatte bereits drei Jahre zuvor davon gesprochen, dass durch diesen Schritt jüdisches Leben in München wieder sichtbar werde, und bekräftigte dies bei der Einweihung mit den Worten: „Wir sind in der Mitte der Stadt und in den Herzen der Menschen angekommen.“

Wer nicht zu den Feierlichkeiten eingeladen war, konnte sich am 12.11.2006 bei einem „Tag der Begegnung“ erste Einblicke verschaffen. Die noch ausstehenden Arbeiten an beiden Gebäuden wurden im Laufe des Jahres 2007 endgültig abgeschlossen.

Die Synagoge „Ohel Jakob“ und das Gemeindezentrum

Seitdem ist es möglich, sich selbst ein Bild von der Umsetzung der Architektenpläne zu machen, was besonders reizvoll ist, wenn man das Projekt über Jahre von den Miniaturmodellen bis zu seiner Realisierung verfolgt hat.

Für die Gestaltung ließen sich die Verantwortlichen vom Namen der nach Jerusalem ausgerichteten Synagoge „Ohel Jakob“, dem Zelt Jakobs, inspirieren: Der gläserne Kubus auf dem Neubau soll das Stiftszelt symbolisieren, sein mit grob behauenen Travertinplatten ummantelter Steinsockel nimmt das Motiv des Tempels in Jerusalem auf.

Der Glasaufbau ist 30 m lang, 20 m breit, 12 m hoch und von einem kupferfarbenem Metallnetz umgeben. Das Netz ergibt ein Muster aus Dreiecken, Grundelemente des Davidsterns, das sich im Inneren in entsprechend geformten Metallplatten fortsetzt. In der Glasfläche spiegelt sich die Bebauung des Jakobsplatzes unter den jeweiligen Witterungsverhältnissen und der kuppelartige Aufbau wird zur Projektionsfläche für das Spiel der Wolken und des Lichts. Am eindrucksvollsten ist das Glasdach jedoch vom Inneren des Sakralbaus aus betrachtet. Es

öffnet den Raum himmelwärts und verbindet ihn so mit der Außenwelt, wenn man so will mit Gott.



Blick vom Inneren der Synagoge auf das Synagogendach

(Foto: Susanne Rieger)

Die Wirkung von Himmel, Glasdach und Metallnetz ist spektakulär, wobei sich in der Nacht durch die Innenbeleuchtung ein wiederum völlig andersartiger Eindruck einstellen dürfte. Jedenfalls entschädigte dieses Erlebnis die Besucherin für die in ihren Augen zu sehr vorge-schobene, die vorhandene Umbauung überspielende Position der Synagoge im Gesamtens-semble. Um den natürlichen Wechsel von Licht und Schatten in ihrem Inneren zur Geltung zu bringen, ist dies ebenso irrelevant wie für die Ausgestaltung des Raumes der Gläubigen selbst, beziehungsreich in elegant gradlinigem Zedernholz gehalten. Er bietet Platz für rund 480 Menschen, dem Ritus entsprechend nach Geschlechtern in Bänke für die Männer und Frauen-emporen links und rechts davon verteilt.

Auch das Gemeindezentrum mit seinen 11.800 qm Nutzfläche auf fünf Stockwerken, das nach der Einweihung im Jahre 2007 sukzessive bezogen wurde, ist mit Travertin-Steinen verkleidet, die im Gegensatz zur Synagoge jedoch eine leicht polierte Oberfläche besitzen. Hier konnten alle Abteilungen - Kulturzentrum, Sozialabteilung, Jugendzentrum, Ganztagschule samt Turnhalle für 200 jüdische und nichtjüdische Schüler, ein Kindergarten für 100 Kinder, Verwaltung und koscheres Restaurant -, die vorher über das Stadtgebiet verteilt waren, unter einem Dach zusammengefasst werden. Architektonisch wirkt das Gebäude mit einer Fassadenhöhe von bis zu 23 m im Verhältnis zu seiner Umgebung jedoch unproportioniert, insofern hat sich der Eindruck der Modelle leider bewahrheitet.

Synagoge und Gemeindezentrum sind durch einen 32 m langen, unterirdischen „Gang der Erinnerung“ miteinander verbunden. In diesem begehbaren Mahnmal wurden von dem Künstler Georg Soanca-Pollak auf einer Wand die Namen aller während des Naziregimes ermordeten Münchner Jüdinnen und Juden in einem dreifach geschichteten, von hinten erleuchteten Glasband verewigt. Auf der anderen Seite umrahmen die in die Steinvertäfelung gefrästen Wortfolgen „erinnern - trauern - gedenken - mahnen“ und „lernen - versöhnen - sprechen - leben“ einen Davidstern. Diese zusätzliche Sinngebung für den an sich durch seine prosaische Funktion definierten Verbindungsweg und die dafür verwendeten einfachen Mittel, die Namen, Begriffe und Symbole betonen, wirken überzeugend.

Die Eröffnung des Jüdischen Museums München

Am 22.03.2007 wurde als letzter Hochbau des „Projekts St.-Jakobs-Platz“ schließlich nach gut dreijähriger Bauzeit das 13,5 Mio. Euro teure Jüdische Museum eröffnet. Der „Erinnerungsspeicher eines geschlossenen, glatten Steinkubus“ bietet 900 qm Ausstellungsfläche.

Zuvor war die Einrichtung seit 1998 in den Räumen der Kultusgemeinde in der Reichbachstraße untergebracht, welche die auf eine Privatinitiative zurückgehende Sammlung aufgenommen hatte, nachdem sie ihr Domizil in einem Rückgebäude an der Maximilianstraße verlassen musste. Da das Museum trotz thematisch interessanter Ausstellungen in seinen bescheidenen Räumlichkeiten kaum von einem breiten Publikum wahrgenommen wurde, stimmte das Kunstprojekt „Speaking Germany“ die Münchnerinnen und Münchner in Tram- und U-Bahnen sowie mit einer Plakataktion auf die Neueröffnung ein.

Im Neubau ist nun unter optimalen museumspädagogischen Bedingungen eine nachhaltige Auseinandersetzung mit der jüdischen Geschichte Münchens möglich. Dem Tenor des Symposiums im Oktober 1999 folgend wurde eine Dauerausstellung „Jüdisches Leben in München einst und jetzt“ als Ort des Erinnerns im Untergeschoss installiert. Die anderen Stockwerke sind für Wechselausstellungen vorgesehen. Der ehemalige Tiefbunker unter dem Jakobsplatz dient mit Technik- und Magazinräumen dem Museumsbetrieb.

Im rundum verglasten Erdgeschoss sind Buchladen und Café untergebracht. Auf der Glasfassade wurden verschiedene Zitate aus Interviews im Rahmen des Projekts „Speaking Germany“ angebracht, die die Neugierde der Passanten wecken sollen - so die Absicht des Gründungsdirektors Bernhard Purin, der nach beruflichen Anfängen beim Jüdischen Museum in Wien aus Fürth an die Isar geholt wurde und auf dessen Arbeit man gespannt sein darf, nachdem sie in Franken oft zu Kontroversen mit dem für sich alleinige Deutungshoheit beanspruchenden Establishment in Politik, Kultur und Medien führte.

Der Wettbewerb zur Gestaltung der Freiflächen auf dem Jakobsplatz

Als Schlusspunkt der Gesamtmaßnahme wurden im November 2007 die Außenanlagen auf dem Jakobsplatz offiziell eingeweiht. Die Freiflächen wurden dabei gemäß den Vorgaben des Realisierungswettbewerbs in unterschiedliche Aufenthaltsbereiche mit Wasserspielen und einem Kinderspielplatz strukturiert und mit 22 Bäumen (Gleditschien) bepflanzt.

Zunächst hatte sich im Mai 2003 die Jury des Architektenwettbewerbs unter dem Vorsitz von Donata Valentien nicht auf einen Sieger für die Freiflächengestaltung einigen können und zwei zweite Preise vergeben. Nachdem die Teilnehmer ihre Entwürfe überarbeitet hatten, gab das Preisgericht am 25.07.2003 die Gewinner bekannt. Die eingereichten Modelle waren vom 29.07. bis 31.08.2003 im Stadtmuseum ausgestellt. Als „running gag“ durfte ich also wieder mit ungünstigen Lichtverhältnissen und spiegelnden Glasvitrinen kämpfen, um meine Fotodokumentation zu komplettieren.



Siegermodell für die Freiflächengestaltung am St.-Jakobs-Platz

(Foto: Susanne Rieger)

Am Siegerentwurf des Teams Regina Poly (Landschaftsarchitektin, Berlin) und Thomas von Thaden (Architekt, Berlin) lobte die Jury, dass durch die Baumgruppen und die Anordnung der Bänke eine räumliche Qualität geschaffen werde, „die den Gebäuden, der Erfassbarkeit des Platzes und den Blickbeziehungen zugute kommt“.

Zwischen Museum und Altenheim an der Ostseite des Platzes entstand ein Spielplatz, dessen Sandkasten bei Bedarf abgedeckt und in eine Freilichtbühne verwandelt werden kann. Die Verkehrsflächen erhielten eine Pflasterung aus Granitplatten.

Die auffälligste Installation von Poly und von Thaden ist ein 18 m langer, 4 m breiter und 30 cm tiefer „Wasserteich“ vor dem Ignaz-Günther-Haus, ein begehrter Brunnen, der im Win-

ter durch Steinabdeckungen umgestaltet werden kann. Ab Sommer 2008 wird dieser 290.000 Euro teure Springbrunnen in Betrieb genommen.

Das Ergebnis: Der neue St.-Jakobs-Platz

Was ist das (streng subjektive) Fazit aus meiner sich über mehr als acht Jahre ziehenden Beschäftigung mit dem wohl für absehbare Zeit wichtigsten Bauvorhaben in der Münchner Altstadt? Ohne Einschränkungen positiv zu beurteilen ist, dass es konsequent realisiert wurde. Trotz - oder gerade wegen?! - seines hohen historischen und moralischen Symbolgehalts wurde es nicht zerredet und für öffentliches Bauen in diesem Volumen fast schon rekordverdächtiger Zeit umgesetzt. Vergleicht man das Gezerre um das „NS-Dokumentationszentrum“ am Königsplatz mit seiner ebenso wenig überzeugenden wie sündteuren Lösung eines Neubaus auf den Grundmauern des „Braunen Hauses“ oder - aus persönlicher Betrachtung - das stadtpolitische Trauerspiel um den in Nürnberg ähnlich zentral gelegenen Augustinerhof, können die auf dem Jakobsplatz geschaffenen Fakten nicht hoch genug veranschlagt werden.

Der Platz wurde neu definiert und erhielt als Standort der Israelitischen Kultusgemeinde eine zusätzliche Qualität als innerstädtisches Gravitationszentrum, das positiv auf seine Umgebung ausstrahlen wird. Auch wenn ich nicht alle architektonischen Ergebnisse dieser Entwicklung positiv bewerten kann, so steht nach unserem Selbstverständnis als Brücke zur jüdischen Geschichte vor 1945 der Aspekt im Vordergrund, dass mit Synagoge, Gemeindezentrum und Museum an diesem Ort das Judentum selbstverständlicher Teil des städtischen Lebens werden kann - auf Qualifizierungen wie „wieder“ sollte man in diesem Zusammenhang angesichts der Münchner und deutschen Geschichte vor und nach 1933 verzichten, zumal es in der historischen Entwicklung ohnehin kein Zurück gibt.

Ebenfalls nicht überbetonen sollte man das Ins-Zentrum-Rücken der Kultusgemeinde - die Reichenbachstraße lag auch nicht an der Stadtgrenze -, da solche vielleicht gut gemeinten Deutungen im Zusammenhang mit der unnötig dominanten Architektur der neuen Gebäude leicht noch immer vorhandene antisemitische Reflexe auslösen können. Keine ominöse Machtzentrale wurde hier geschaffen, sondern dringend notwendige Einrichtungen für die mit 9500 Mitgliedern nach Berlin zweitgrößte und weiterhin wachsende jüdische Gemeinschaft in Deutschland. Neu ist die hier im Gegensatz zur Reichenbachstraße vorhandene räumliche Möglichkeit zur Öffnung gegenüber der nichtjüdischen Bevölkerung. Es wird in Zukunft spannend sein zu beobachten, wie sich diese Ent-Ghettoisierung auf beide Seiten auswirkt.

Diese Chance und der in ihr liegende Triumph über den Vernichtungswillen der Nazis haben das selbstbezogene (Eigen-)Lob der Architektengilde nicht nötig, das in der Kür zum „Bau-

werk des Jahres“ 2006 durch eine zwölfköpfige Jury aus Kunsthistorikern und Architekturkritikern gipfelte und dabei Phrasen hervorbrachte wie: „Wo vorher nur Fläche war, öffnet sich nun eine wohltuende Folge von Häusern, eine Choreographie von Freiraum und Baumassen.“ Das kann über die Bebauung jeder Brache gesagt werden und „Choreographien“ sollten der Welt des Balletts vorbehalten bleiben - wobei es auch hier eine Bandbreite von „Schwanensee“ über das „Funkenmariechen“ bis zur Pekingoper gibt.

Architektonisch hätte mehr getan werden können, um die Neubauten in die vorgefundene Situation einzubetten, vielleicht sogar Bezüge zum lokalen Baustil herzustellen und sie „Münchenerischer“ geraten zu lassen. Immerhin verbindet das Glasdach der Synagoge den Komplex untrennbar mit dem Münchner Himmel.

Trotzdem bleibt bei der Beobachterin ein gutes Gefühl zurück: Ein neues Stück München ist entstanden - und *rijo* war immer dabei.



Der neue St.-Jakobs-Platz vom Oberanger aus: Synagoge, Jüdisches Museum und rechts Ecke des Gemeindezentrums

(Foto: Susanne Rieger)

Quellen und Literatur

a) *Presseberichterstattung*

- Abendzeitung München (AZ): 04.07.2001, 07./08.07.2001, 10.11.2003, 05.09.2006, 06.10.2006, 09.11.2006, 10.11.2006, 19.06.2007, 16.11.2007, 01./02.12.2007
- Bayerische Staatszeitung: 16.01.2004, 23.03.2008
- Münchner Merkur: 07.11.2003, 10.11.2003, 15./16.11.2003
- tz München: 18.10.2000, 19.02.2003, 10.11.2003, 28.10.2005, 08.11.2006, 09.11.2006

- Süddeutsche Zeitung (SZ): 21./22.10.2000, 07./08.07.2001, 07.03.2002, 09.07.2002, 29.11.2002, 11.12.2002, 19.05.2003, 26./27.07.2003, 12.09.2003, 08./09.11.2003, 10.03.2004; 25.06.2004, 15.12.2004, 02.09.2005, 28.10.2005, 10.02.2006, 26.06.2007, 16.11.2007

b) *Literatur*

- Josef H. Biller, Hans-Peter Rasp: München Kunst & Kultur, München 2003.
- IKG München (Hg.): Jüdisches Zentrum Jakobsplatz, Ort der Begegnung, Zentrum des Dialogs in München, München 2007.
- Jüdisches Zentrum St. Jakobs-Platz - PR und Fundraising (Hg.): Jüdisches Zentrum Jakobsplatz, München (o.D.).
- Landeshauptstadt München: Referat für Stadtplanung und Bauordnung: München im Blick. Innenstadt, München 2006.
- Bayerischer Architekten- und Ingenieur-Verband e.V.: München und seine Bauten nach 1912, München 1984.
- Ellen Presser: Vergangenheit und Gegenwart jüdischen Lebens in München, in: Einsichten und Perspektiven. Bayerische Zeitschrift für Politik und Geschichte, 03/2007, S. 166 - 179.

c) *Eigene Recherchen, u.a. bei*

- Symposium am 24. und 25.10.1999 in der Ludwig-Maximilians-Universität und im Alten Rathaus.
- Kultur- und Informationsveranstaltung am 25./26.11.2000 auf dem St.-Jakobs-Platz.
- Besichtigung der Synagoge und des Gemeindezentrums mit einer Führung durch Frau Ellen Presser am 05.09.2007.